



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Kalifenstadt am Nil. 2. : Die Physiognomie der Straßen. Bazars.  
Moscheen. Ausflüge vor den Thoren.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Und wie man sich, um aus diesen innern Widersprüchen herauszukommen, immer tiefer darin verwickelt; wohin die Versuche führen, die erforderliche Lohnhöhe, anstatt durch die natürlichen Gesetze des Arbeitsmarktes, auf dem Weg willkürlicher Verordnung zu decretiren; und wie man zuletzt doch die eigne Impotenz durch den Appell an die Wohlthätigkeit, als letzte Consequenz des Systems einzugestehen genöthigt ist, das haben wir im Vorstehenden näher darzulegen versucht.

## Die Kalifenstadt am Nil.

### 2.

Die Physiognomie der Straßen. Bazars. Moscheen. Ausflüge vor den Thoren.

Wenn wir keinen Augenblick anstehen würden, dem Panorama von Konstantinopel vor dem von Kairo die Palme der größeren Schönheit zuzuerkennen, so scheint uns fast ebenso unzweifelhaft, daß ein Vergleich des Innern der beiden Städte zu Gunsten der Kalifenstadt am Nil ausfallen muß. Schon der Umstand, daß in Stambul die Holzarchitektur, und zwar in ihren einfachsten Formen vorherrscht, während die Häuser Kahiras beinahe durchgehends von Stein erbaut sind, wirkt sehr bedeutend auf Stimmung und Urtheil. Konstantinopel kann in vielen seiner Quartiere die Vermuthung erwecken, diese amfeliggen, plumpen, rohbemalten Breterbuden wären erst vor Kurzem an die Stelle der Zeltgassen getreten, in denen früher das türkische Nomadenvolk gewohnt, und es kann sich daran die Meinung knüpfen, die Stadt möge dereinst wieder ein Lager werden. In Kairo dagegen gewinnt der Beobachter sofort das Bewußtsein, daß er sich in der Metropole eines seit Jahrhunderten sesshaften, im morgenländischen Sinne hochgebildeten, kunstreichen und gediegenen Geschlechts befindet.

Allerdings hat man sich auch hier europäischer Begriffe von Bequemlichkeit, Anmuth und Pracht vielfach zu ent schlagen, bevor man zu wirklichem Genuße gelangt. Der Verfall des orientalischen Lebens prägt sich allenthalben deutlich auch in den Physiognomien der Städte des Morgenlandes aus. Die alten schönen Bauten der Sarazenenherrschaft hat die Trägheit oder Gleichgültigkeit der spätern Fürsten und Machthaber überall, wo sie dem Zahn der Zeit nicht zu fest waren, in Trümmer sinken, bersten und zerbröckeln lassen, ohne eine Hand zur Ausbesserung zu regen. Die neuern sind der Mehrzahl nach nüchtern; wo dies nicht der Fall ist, Werke eines Geschmacks, den man orientalisches Rococo nennen könnte, oft auch ganz unnational, was nament-

lich von den Palästen des Vicekönigs und seiner Beis und Paschas gilt. Symmetrische Anlage der Straßen, Ordnung und Reinlichkeit sind in der Levante überhaupt wenig geachtete Dinge, und so werden sie auch hier häufig vermist. Das Klima seiner verlangt vor allem Kühle, und darum enge, dunkelgehaltene Gassen. Oeffentliche Plätze von einiger Ausdehnung trifft man fast nur am äußersten Rande der Stadt. Das eigentliche Innere ist ein Labyrinth, in dessen krummen, oben durch Erkergerüste fast höhlenartig geschlossnen Straßen, in dessen finstern Durchgängen und Höfen, Winkeln und Sackgäßchen der Fremde, dessen Neugier sich zu tief hineinwagt, halbe Tage lang vergeblich den Heimweg suchen kann. Die flachen und deshalb von unten unsichtbaren Dächer endlich, die ungetünchten, mit unregelmäßig zusammengeklebten Ziegelschichten endigenden Mauern der obersten Stockwerke erwecken die Meinung, man habe Brandruinen oder noch nicht ausgebauten Häuser vor sich.

Es bedarf indeß keiner langen Gewöhnung, um solche Störungen des Eindrucks, welchen die Stadt Saladins im Allgemeinen macht, nicht mehr zu empfinden; die tausend und abertausend Schönheiten altarabischer Architektur, welche Kairo mit seinen dreihundert Moscheen bietet, entschädigen hinreichend für den Anblick des Staubes, des Schuttes und der Spinnweben, welche andere Schönheiten verunstalten und verbergen; der blaue Himmel und das helle Sonnenlicht Afrikas thut ein Uebriges, und so wurden unsere Ausflüge durch die verschiedenen Quartiere schon in den ersten Tagen im hohen Grade lohnend.

Kairo zerfällt in eine Anzahl von Vierteln, welche durch Thore, die man des Nachts zu schließen pflegt, voneinander abgesperret werden können. So gibt es ein Quartier der Wasserträger, ein Franken-, ein Kopten-, ein Judenviertel u. a. Die Stadt wird von fünf bis sechs großen, vielfach gekrümmten Durchfahrten durchschnitten, die, meist zugleich als Märkte dienend, die einzigen Straßen sind, in denen Wagen sich bewegen können, und von denen aus sich rechts und links jene höhlenartigen, oft sehr langen Seitengäßchen im Zickzack nach allen Himmelsgegenden verzweigen. Die Durchfahrten sind an vielen Stellen durch Matten, die man über lange, von Dach zu Dach reichende Balken gebreitet hat, gegen den Brand der Sonne geschützt. Des Pflasters der Straßen bedurfte es bei dem trocknen Klima nicht. Vor dem Staube sichert fleißig wiederholtes Besprengen mit Wasser, welches durch sein Verdunsten zugleich die Kühlung befördert. Einige, vielleicht alle Gassen tragen an den Ecken in arabischer Schrift den Namen, den sie führen. Die Moscheen stehen in der Regel nur an einer Seite frei, an den übrigen sind sie gewöhnlich in die Häusermassen eingeklemmt, die sich, meist drei, zuweilen vier Stock hoch, neben ihnen erheben.

Die vorherrschende Farbe der Stadt ist ein gelbliches Grau. Die Mauern der Häuser bestehen bis zur Höhe des ersten Geschosses aus viereckig behauenen

Blöcken des im nahen Mokattamgebirge gebrochenen Muschelfalksteins, der, wenn er frisch aus dem Steinbruch kommt, eine hellgelbe Farbe hat, aber sehr rasch grau wird. An manchen Gebäuden, vorzüglich an den Moscheen, sind diese Quaderlagen abwechselnd roth und weiß getüncht, eine Geschmacklosigkeit, welche die Araber den Türken verdanken. Der Oberbau, der über die untere Hälfte meist einige Fuß weiter in die Gasse hineinragt und von ausgeschweiften und geschnitzten Balkenköpfen getragen wird, ist von rothen Ziegeln und mit einem erdfahnen Gemisch von Kalk und Lehm beworfen, das platte Dach mit einer Decke von weißem Mörtel belegt. Besondere Sorgfalt verwenden die Aegyptier auf die Ausschmückung ihrer Thürgewände, welche stets Rundbogen bilden und häufig wahre Meisterstücke der Bildhauerkunst sind. Die Thür selbst besteht nur aus rohen Bretern und wird mit einem plumpen Riegel aus Holz geschlossen. Wie bei uns an altbürgerlichen Häusern oft ein „Soli Deo Gloria,“ liest man hier über oder an der Thür gewöhnlich die Worte: „O Gott!“ oder: „Der vortreffliche Schöpfer, der Ewige!“ Sie sollen ein Talisman gegen den bösen Blick und gegen Nachtgespenster sein, und vielleicht haben die Aloeranken, die man über manchen Thüren angebracht sieht, und die roh gemalten Abbildungen von Schiffen und Blumen, denen man auf den Wänden einzelner Häuser begegnet, eine ähnliche Bedeutung.

Die Fenster im Erdgeschoß sind sehr klein, vergittert und, des Haremsgeheimnisses wegen, in solcher Höhe über dem Boden angebracht, daß es selbst einem Reiter nicht möglich ist, hineinzusehen. Die obern Stockwerke haben keine Fenster in unserm Sinne, sondern jedes einen oder zwei schrankartige Erker, die mit Gitterwerk ausgefüllt sind. Letzteres ist von Holz, bisweilen roth und grün angestrichen, in der Regel aber grau gelassen, und so zart und fein gemustert, daß es aus der Ferne mehr wie gewebt oder gestickt, als wie Drechslerarbeit aussieht. Solche Erkerkasten, die den Gassen ein höchst eigenthümliches Gepräge verleihen und oft einander so nahe gegenüberstehen, daß die Nachbarn sich aus ihnen über die Straße die Hände reichen könnten, werden, da in ihnen ein steter Luftzug herrscht, zum Abfühlen des Trinkwassers benutzt und heißen davon Maschreibijeh, Ort für Getränk. An manchen Häusern befindet sich unmittelbar über dem Haupterker ein mit Holzgestlecht oder buntem Glas geschlossenes Fenster, dessen Muster einen Löwen oder ein anderes Thier oder auch einen frommen Spruch, z. B. „Gott ist meine Zuversicht“ darstellt. Glasscheiben trifft man nur in den Palästen des Vicekönigs und seiner Familie, in einigen andern vornehmen Häusern, in den Fabriken außerhalb der Stadt und im Frankenquartier. Die Fenster der Hauptgemächer, namentlich die des Harems, gehen übrigens stets auf den Hof, so daß die Erwartung neugieriger Europäer, in den Zwischenräumen des Gitterwerks der Maschreibijeh den schwarzen Augen eines entschleierten Frauenantlitzes zu begegnen, nur dann mitun-

ter erfüllt wird, wenn ein Aufzug oder ein Straßenscandal die Damen nach vorn lockt. An den Hof, den gewöhnlich ein kleiner Springbrunnen ziert und auf dessen Ausschmückung überhaupt mehr Sorgfalt als auf die Außenseite verwendet wird, schließt sich zuweilen ein Gärtchen mit Palmen, Sykomoren und wohlriechenden Sträuchern.

In der Muski, dem europäischen Viertel, haben nur die Häuser in den Seitenstraßen und einige wenige an der Esbekieh die beschriebene Gestalt. Etwas mehr Streben nach Schutz vor der Sonne, etwas mehr Oeffentlichkeit der Arbeit in den Werkstätten und des Handels in den Schnittwaarenläden und Tabaksboutiken, welche beide Seiten der Hauptdurchfahrt besäumen, oben platte Dächer, über denen sich gleich großen schiefgestellten Schornsteinen hölzerne Windfänge erheben, unten das Gewimmel morgenländischer Trachten, Gesichter und Thiergestalten — im Uebrigen kann man hier beinahe durch die Straße einer Handelsstadt im südlichen Europa zu gehen wähnen. Ueber den Läden und Werkstätten lesen wir italienische, französische und englische Firmen. Das Haus des griechischen Clubs könnte von Korfu oder Athen, das deutsche Café von Wien, die deutsche Buchhandlung weiter hinauf, die den Umständen gemäß freilich mehr französische und englische Werke als deutsche ausstellt und nebenbei in Cigarren macht, von Leipzig hierher veretzt sein. Gegen das Ende hin haben bereits Orientalen einige von den Gewölben inne, die sich hier zu bloßen Nischen des Erdgeschosses zu verkleinern beginnen. Dann hört plötzlich die Straße auf, und in die nach rechts und links einbiegenden Gassen blickend, gewahren wir kaum noch eine Erinnerung an den Einfluß des Abendlandes.

Die Straße rechts ist eine der großen Durchfahrten; sie bringt uns nach manchen Krümmungen, an einigen der schönsten und stolzesten Moscheen vorbei auf den Rumeliehplatz im Südosten der Stadt, über dem sich, weniger ein Schutz, als eine Zwingburg, mit ihren Bastionen und Kanonen die Citadelle erhebt. Die Straße links, schmaler und dunkler wie jene, führt mit einigen andern, noch engeren und dunkleren in das Labyrinth von Winkelgäßchen, dessen Kern die Gebäude und Höfe des Chan Chalil-Bazars bilden, wo vorzüglich türkische Kaufleute ihren Sitz haben. Wir betreten eine Gasse, in der Laden an Laden mit Reihen von Pfeifenrohren uns sagt, daß hier der Markt der Ischibuckmacher dieses Quartiers ist. An den Wänden der Werkstätten, welche in der Regel nur fünf bis sechs Fuß breite und etwa ebenso hohe und tiefe Zellen in der Mauer sind, lehnen Haufen von Weichselstämmchen, von Ahornrohren, die zur Hälfte ihrer Länge mit rother, hellgrüner, blauer oder blaurother Seide überzogen, mit Golddrath umwunden, mit Quasten verziert oder mit Silberblech beschlagen sind, zuweilen auch einige Duzend Jasminpfeifen, welche der inmitten dieser bunten Schätze mit Ausbohren und Abraspeln beschäftigte Turbanträger nicht unter einer Guinea das Stück ver-

kaufst. Eine andere Straße folgt, die durch zahllose Paare rother und gelber Schnabelschuhe als den Schustern dieses Stadttheils gehörend bezeichnet wird. Ein Stück weiterhin wenden wir uns rechts in den Bazar hinein, ein unregelmäßiges Bauwerk mit düstern Gängen, weiten Höfen, an deren Wänden doppelte Galerien hinlaufen, hochragenden Schwibbogen und Thoren und manchen schönen Resten alter Bau- und Bildhauerkunst. Wir finden hier vor allem orientalische Kleider und Kleidungsstoffe, Gold- und Seidenstickereien, Burnusse, Kaffane, Shawls, Teppiche, aber auch kostbare Waffen, Ringe, Armbänder und juwelenbesetzte Bernsteinpfeifenspitzen, während im Erdgeschoß des einen von den Höfen Kupferschmiede allerlei Küchengeschirr und jene großen eisernen Präsentirteller feilhaben, welche bei orientalischen Mahlzeiten die Stelle unfres Tischtuchs vertreten.

Den Bazar verlassend folgen wir unserm Führer aufs Gerathewohl, bald bergan, bald bergab, bald an einer stolzen Moschee, bald an einer großen düstern Pilgerherberge vorüber, jetzt rechts, jetzt links um die Ecke biegend stets im Schatten, oft im Dämmerlicht, tiefer und immer tiefer in das von Gittererkern überhangene Labyrinth. Wir gehen durch eine Straße der Kistenmacher, wo alle Gewölbe voll von jenen grünen Truhen sind, in denen die Frauen Aegyptens ihre Kleider aufbewahren, durch eine Straße der Sattler, wo wir den Geschmack des Orients an rothen Samtschabracken und vielverbrämten, gestickten und beschlagenen Säumen studiren können, durch eine Straße der Tischler, wo die niedrigen, mit hübscher Holzmosaik verzierten Tischchen verkauft werden, an denen der vornehme Kairener zu speisen pflegt, durch eine Klempner-, eine Töpfer- und eine zweite bunte Schusterstraße wieder nach einem Bazar, wo hauptsächlich Verkäufer von Gold- und Silberdraht ihren Stand haben. Eine Gasse mit zahlreichen Schneiderwerkstätten folgt, dann ein dritter Bazar, wo wir die landesüblichen langen Flinten, frummen Säbel, Pistolen, Yataghane und Dolche ausgestellt sehen. Unterwegs kommen wir an Kaffeehäusern, von Griechen gehaltenen Liqueurläden, Barbierstuben, wo Köpfe geschoren werden, Kleinkinderschulen, aus deren stallartigen, halbdunkeln Räumen ein wüstes Durcheinander in näselndem Ton abgelesener Koranstellen dringt, an überaus schmutzigen Garfäden, an nicht weniger schmutzigen von Fliegenschwärmen umsummten Läden von Scherbet- und Dattelnußverkäufern und von Zeit zu Zeit wieder an Moscheen vorüber, von denen eine immer anmuthigere Tropfsteinnischen, Portalgewände, Balkone, Geländer, Rosetten, Arabesken und Säulenbündel zeigt als die andere. Bald umwoht uns ein dichtes Gedränge von Fußgängern, Reitern und beladenen Kameelen, bald lenkt unser Dragoman in Nebengassen ein, so still und einsam, als ob sie einer ausgestorbenen Stadt angehörten. Endlich wieder in den Lärm eines Bazars zurückgeführt, empfinden wir, daß es für dies Mal genug ist, und daß wir Ursache haben, an ruhigerer

Stelle die Eindrücke, die wir gesammelt, sich scheiden und abklären zu lassen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, eins in das andere verschwimmen zu sehen und so das Vermögen zur Feststellung des Details zu verlieren.

Die sehenswerthesten Bazars von Kairo sind der Gorijsch- und der bereits erwähnte Chan Chalilih-Bazar. Der erstere ist nach dem Sultan El Gori benannt, dessen Moschee und Grabmal von ihm eingeschlossen sind. Der letztere nimmt die Stätte ein, wo einst die Kalifengräber sich befanden, deren Gebeine von dem Erbauer des Bazars der Sage nach unter dem Vorgeben, sie an einer passenderen Stelle beizusetzen, weggeschafft und auf die Rehrichthausen vor der Stadt geworfen wurden, ein Verfahren, welches dadurch seine Strafe fand, daß der Todtenschänder, als er bald nachher in der Schlacht fiel, unbegraben blieb und von Hunden gefressen wurde. Im Hamsau-Bazar sind die Waaren meist europäisches Fabrikat, die Verkäufer Christen. Nicht weit davon liegt ein anderer, wo vorzüglich Rosenöl und ähnliche Parfümerieartikel zu haben sind, und gleich daneben befindet sich ein vierter, wo Kaufleute der Verberei, sogenannte Mograbin, tuneser Tarbusche, wollne Decken und verschiedene andere Erzeugnisse der nordafrikanischen Industrie feilhalten. Ferner mögen noch kurz der Kassabet Radwan, wo Schuhe, der Gohardschijeh, wo Juwelierwaaren und der Chordaschijeh, wo Eisenwaaren verkauft werden, Erwähnung finden.

Der Kern eines Bazars ist in der Regel ein großer Speicher, welcher Dkkal genannt wird, und in dessen Mitte sich ein viereckiger Hof befindet. Das Erdgeschoss enthält lange Reihen von Läden. Ueber denselben sind Räume, die bisweilen als Herbergen, gewöhnlich aber als Waarenniederlagen dienen, und zu denen man durch eine an den vier Seiten des Hofes hinlaufende Galerie gelangt. Die Läden unten sind, wie die Werkstätten der Handwerker auf den Straßen, bloße Mauernischen, ungedielt, etwa drei Fuß über dem Erdboden erhaben und im Vordergrunde mit einem Mastabah d. h. einem Sitz von Backsteinen versehen. Vorn können sie mit einer Breterklappe geschlossen werden, die, wenn man den Laden öffnet, zur Hälfte nach oben geschoben und zur andern Hälfte über den Mastabah gelegt wird.

Der obere Theil der Klappe, welcher wie eine Art Schirmdach über dem Laden hängt, ist gewöhnlich mit einem buntsfarbigen Bilde, einem Thiere, einer Blume, noch häufiger mit einer Anrufung Gottes z. B. „O Abhelfer unsrer Bedürfnisse!“ — „O du Gütiger“, oder mit einem Koranspruche, z. B.: „Fürwahr, wir haben dir einen offenbaren Sieg gewährt!“ — „Beistand von Gott und ein rascher Sieg, bringe frohe Kunde den Gläubigen“, am häufigsten aber mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen, des Gnädigen“ geschmückt, mit denen einem frommen Gebrauch zufolge viele der Kaufleute des Morgens ihre Läden öffnen. Es ist das Quod Deus bene vertat unsrer alten Diplome, das „Mit Gott“ auf der ersten Seite unsrer alten Handelsbücher.

Auf den unteren Theil der Klappe breitet der Kaufmann eine Matte oder einen Teppich, auf dem er mit der unvermeidlichen Pfeife Platz nimmt, während sich eine Waaren im Hintergrunde der Nische befinden. Auf dem Mastabah nimmt er sein Mittagessen und seinen Kaffee ein, sagt er zu gebührender Zeit stehend, knieend, aufs Antlitz sich werfend seine Gebete her, empfängt er die Besuche seiner Freunde. Ein regelmäßiger Kunde oder jemand, der bedeutende Einkäufe macht, wird hier von ihm mit Kaffee und einer Pfeife bewirthet. Dies mag ein Zug arabischer Gastfreundlichkeit oder ein Gebot der Etikette sein. Es ist in der Regel aber auch nothwendig. Kaufen und Verkaufen sind unter diesen Semiten ungemein umständliche, viel Zeit und viel Athem kostende Geschäfte. Der Türke ist als Kaufmann sehr kurz angebunden, er enthält sich alles Anpreisens, nennt einfach, was er fordern zu können meint, und läßt sich selten oder nie auf eine geringere Zahlung als die verlangte ein. Ganz anders der Araber, der in dieser Beziehung seine Verwandtschaft mit dem Juden sehr deutlich kund gibt. In der Regel schlägt er, um den Preis einer Waare gefragt, sehr bedeutend, bisweilen das Doppelte des wirklichen Werthes vor. Der Käufer weiß das, aber statt zu sagen, was er geben zu können glaubt, bietet er ein Drittel des Geforderten. Dies wird natürlich verworfen, und nun beginnt ein Feilschen, mit dem man sich, indem von der einen Seite in weiten Zwischenräumen eine Kleinigkeit nachgelassen, von der andern ebenso zäh und tropfenweise ein paar Piafter oder Para mehr bewilligt werden, allmählig der Mitte zwischen der ersten Forderung und dem ersten Gebote nähert, worauf der Handel abgeschlossen wird. Zuweilen dauert dieses Hinundherreden eine halbe Stunde und länger. Wir glauben aber, daß es mehr Freude am Mäkeln und Schachern, als die Sucht zu übervortheilen ist, welche die Leute so verfahren läßt; denn häufig verkauft der Araber, auch hierin dem Juden unsrer Messen ähnlich, wenn er nicht mehr erlangen kann, einen Artikel mit einem, ja mit einem halben Procent Gewinn.

Leute der bessern Stände bedienen sich beim Handel fast mehr der Gebärden als der Worte. Bei dem niedern Volke dagegen gewinnt der unbedeutendste Kauf oft das Aussehen eines Zanks, der dem Fremden, welcher an solches Geschrei, solches Schlenkern der Arme und solches Rollen der Augen, an einen solchen Aufwand von Maschallahs, Inschallahs, Bismillahs und Gambulillahs\*) noch nicht gewöhnt ist, die Befürchtung erweckt, es werde im nächsten Augenblick zu Faustschlägen und Fußstritten kommen. Eigenthümlich ist, daß Kleinhändler auch hier einen gewissen Werth auf das erste Geld, das ihnen den Tag über gezahlt wird, legen; denn mehr als einmal

\*) Maschallah und Inschallah, wie Gott will, Bismillah, in Gottes Namen, Gambulillah Gott Lob — außerordentlich häufige Bethenerungen und Ausrufe.

fahen wir in den Bazars sowol als anderwärts dieses „Handgeld“ erst an die Lippen, dann an die Stirn drücken, ehe man es einsteckt. Ein anderer auffallender Gebrauch ist, daß der Diener, welcher den Käufer begleitet, nach Abschluß des Handels vom Verkäufer ein kleines Geschenk erhält, ja, wenn es ausbleibt, ohne Anstand darum bittet.

Die Geldmünze, nach der man in den Bazars von Kairo rechnet, ist der türkische Piafter, ein Kupferstück, welches etwa zwei Silbergroßen werth ist. Daneben gibt es ägyptische Piafter von Silber, die etwas höher stehen, verschiedene andere türkische und ägyptische Silber- und Goldmünzen älteren und neueren Gepräges und eine sehr große Menge europäischen Geldes im Lande. Das östreichische Geld gilt bis zum Zwanziger herab, das französische bis zum Frank, das englische bis zum Sixpence. Auch Rubel sind nicht selten, und der spanische Säulenthaler wird sogar um einen Piafter höher angenommen, als er eigentlich werth ist. Sehr unbequem fällt die häufig vorkommende Weigerung der Kaufleute, auf größere Münzen herauszugeben, die ihren Grund in dem Mangel an kleinen hat und den Fremden nöthigt, sich vor jedem Kauf von Waaren erst bei den Straßenwechslern mit beträchtlichem Verlust Scheidemünze zu kaufen.

Der Gesamteindruck, welchen die Bazare hinterlassen, ist mehr der des Bunten, als der des Prächtigen. Die Vorräthe theurer Artikel, welche man ausgestellt sieht, entsprechen den Erwartungen von morgenländischen Märkten, welche man aus der Heimath mitbringt, nur selten. Unzweifelhaft gibt es sehr reichversehene Waarenlager, aber die Läden lassen dies nicht vermuthen. Was der Franzose in so hohem Grade befißt, die Gabe, zu arrangiren, in die Augen fallen zu machen, den Pfauenschweif sein Rad schlagen zu lassen, daß auf jede Feder das gebührende Licht fällt, mangelt dem arabischen Kaufmann beinahe ganz, und wer hier kostbare Stoffe, Stickereien, juwelengeschmückte Waffen und dergleichen in Masse zu finden meint, wird sich sehr getäuscht sehen, wenn er nicht in die Magazine über den Läden geht. Und was hier aufgespeichert ist, gehört seinem Ursprung nach meist der Fremde an. Kunst und Handwerk liegen schon seit lange in Aegypten sehr darnieder. Die Weberei liefert nur einige grobe Stoffe. Den Ruf, die feinste Leinwand zu erzeugen, hat das Land schon seit dem Einbruch der Araber nicht mehr. Die Baumwollen- und Seidenzeuge, welche hier gefertigt werden, sind ebenfalls von geringer Qualität. Die Töpferwaaren, denen man begegnet, sind in der Regel ziemlich plump. Die Kunst der Steinschneider und Graveure ist mäßig. Dagegen liefern die Drechsler in den geschilderten Fenstergittern, und die Steinmezen in Thürgewänden vorzügliche Arbeiten. Von Malerei kann in mohammedanischen Ländern keine Rede sein; wo man an Häusern, Laden-

thüren u. a. dahin gehörende Versuche bemerkt, gleichen sie den Kunstleistungen fünfjähriger Knaben bei uns.

Die Ursache, daß Kunstfertigkeit und Gewerbefleiß in Aegypten so tief herabgesunken sind, sucht man darin, daß die Türken, als sie das Land eroberten, die Meister aller Handwerke, welche in ihrer Heimath nicht betrieben wurden, hinwegführten und daß man sich hierauf gewöhnte, alles, was nicht zur unmittelbarsten Nothdurft gehörte, vom Auslande, anfänglich aus Syrien und Persien so wie aus Nordwestafrika, dann aus europäischen Fabriken zu beziehen. Mehemed Ali hat in dieser Hinsicht nichts bessern können. Die Fabriken, die er anlegte, standen nicht auf nationalem Boden, trugen nichts zu Hebung des Geschmacks bei und regten in keiner Weise den Gewerbefleiß des Volkes an, sondern wirkten sogar dahin, ihn noch mehr zu entkräften.

Jetzt werden aus Europa eingeführt: feine Tücher, vorzüglich aus Frankreich, Kattun und gemusterter Musselin zu Turbanen, hauptsächlich aus England, Seidenwaaren und Sammet, aus Frankreich, Nachahmungen von Kaschmirshawls, aus England und Frankreich, Schreibpapier, namentlich aus Venedig, Cognac, französische, ungarische, griechische und rheinische Weine, Breter von Triest, Glaswaaren aus Frankreich und Böhmen, Uhren mit arabischen Zifferblättern aus Frankreich und der Schweiz, Kaffeetassen aus Nürnberg, Klingen aus Solingen, die von hier wieder bis in das innerste Afrika gehen, Bernsteinmündstücke aus Wien, sächsische Gewebe, Kupfer- und Messinggeschirr aus Konstantinopel. Aus Kleinasien bezieht man Teppiche und feine Feigen, aus Syrien gestickte Seidenzeuge, wollene Röcke mit gesticktem Kragenrande (vorzugsweise von Bagdad) und den köstlichen Bergtabak des Libanon, aus Arabien Mokkakafee und verschiedene Drogen und Gewürze, aus Abyssinien und dem Sudan Elfenbein, Straußensfedern, Gold, Harze, Tamarindenkuchen und Beitschen aus Nilpferdhaut, aus dem nordwestlichen Afrika endlich weißwollene, mit Gold gestickte Burnusse und die oft mit 100 Piafter das Stück und noch höher bezahlten tuneser Tarbusche. Die Ausfuhr nach Europa besteht fast nur in Getreide, Baumwolle und Indigo, die nach Syrien in Reis, die nach Arabien vorzüglich in Weizen, Durra und Bohnen, die nach den Ländern des obern Nil in Feuerwaffen, Bijouteriewaaren, Seidenstoffen und Schreibpapier. Syrische Stoffe und Tabak kauft man billiger und besser in Alexandrien. Beim Einkauf von Waffen, namentlich von alten guten Säbelklingen, bedarf es eines sehr geübten Auges, um nicht betrogen zu werden und sohliger Waare zehn oder zwanzigmal so theuer einzuhandeln, als man sie in Deutschland bekommen hätte.

Unter einer arabischen Moschee (Dschami) hat man sich, der Regel nach, kein vollständig überdachtes Gebäude gleich unsern Kirchen oder den antiken

Tempeln vorzustellen. Sie sind ein längliches Quadrat von Mauerwerk, welches mit einer oder mehreren Reihen von Fenstern durchbrochen ist, und an dessen innern Seiten bedeckte Säulengänge herumlaufen, die einen oben offenen Hof einschließen. Im Centrum des Hofes befindet sich ein Wasserbecken, über dem sich ein kleiner Kuppelpavillon erhebt. Die eine schmale Seite ist nach Mekka hingekehrt und hier ist der Säulengang breiter als an den drei andern und darum mit mehr als einer Säulenreihe versehen. Hier befindet sich in der Mitte der Außenwand das Mechrab, die kleine Rundbogensnische, welche den Betern die Richtung nach Mekka anzeigt. Rechts von ihr steht die Kanzel, Mimbar genannt und in der Form ganz unsern Kanzeln ähnlich. Zehn bis zwanzig Schritt vor der Nische, ungefähr in der Mitte zwischen ihr und dem Ende des bedeckten Theils des Hofes erhebt sich auf kleinen Säulen eine Art Plattform, die mit einer Brustwehr umgeben ist und zum Vorlesen des Koran dient. Bisweilen ist der Hof zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen mit Matten überspannt. Der Boden ist gepflastert, oft mit farbigem Marmor. Die Wände sind gewöhnlich einfach weiß getüncht; manchmal läuft in einiger Entfernung über dem Erdboden ein Kranz von Koransprüchen mit rother Farbe in sehr großen Charakteren ausgeführt, an ihnen hin. An den Theil, welcher die Nische und die Kanzel enthält, schließt sich bei einigen Moscheen noch eine Art Grabkapelle, von einer Kuppel überwölbt. Jede Moschee hat neben sich einen steinernen Thurm, welcher Madneh heißt, mit einer oder mehreren Außengalerien für die Mueddins versehen ist und mit einer zwiebel-förmigen Spitze endigt. Große Moscheen haben gewöhnlich mehr als einen Thurm. Niemals sieht man auf ihnen den offenen türkischen Halbmond, statt dessen trägt die Spitze einen Ring, der auf der einen Seite etwas breiter ist. Außen sind Mauern und Thurm namentlich bei den ältern Moscheen sehr reich, aber immer auf unsymmetrische Weise mit Bildhauerarbeit und eingemeißelten Sprüchen geschmückt.

Mehre der Dschamien Kairos sind so groß, daß sie einen Raum von mehr als dreihundert Quadratsfuß bedecken. Dagegen erheben sich ihre Thürme selten höher als mäßig hohe Kirchtürme bei uns. Die Hauptmoscheen stehen den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis eine Stunde nach Sonnenuntergang offen, und da sie kühler als Privathäuser sind, so kommt es, daß ihre Säulengänge von Müßiggängern fleißig zu Rendezvous benutzt werden. Man sieht in diesen Gängen häufig eine beträchtliche Anzahl von Leuten, welche sich unterhalten, essen, im Schatten der Säulen und Gewölbe schlafen, ja sogar Schneider mit der Nadel und Spinner mit dem Rocken. Indes würde man Unrecht thun, zu schließen, die Moslemin hielten nicht auf ihre Moscheen. Sie sind ihnen im Gegentheil so heilig, daß es noch vor sechzig Jahren keinem Juden oder Christen gestattet war, an der Vorderseite einer

derselben vorüberzugehen, und daß noch jetzt die Frommen scheele Blicke werfen, wenn ein Franke ein solches Heiligthum betritt.

An jeder größern Dschami sind zwei Imams angestellt, von denen der eine denen, welche sich zu den fünf täglichen Gebetszeiten einfinden, die vorgeschriebenen Gebete vorrecitirt, während der andere, Chatib genannt, Freitags zu predigen oder vielmehr eine Predigt vorzulesen hat. Kleinere Moscheen haben nur einen Imam. Andere Kirchendiener sind die Mueddin, die von den Madnehs den Ruf zum Gebet singen, die Bauab, welche die Thür bewachen, darauf sehen, daß jeder Eintretende die Schuhe auszieht, die Lampen anzünden, die Matten ausbreiten, mit denen der Boden bedeckt ist, und dafür sorgen, daß in dem Wasserbehälter stets das zu den Waschungen erforderliche Wasser vorhanden ist. Alle diese Beamten stehen unter dem Nastr, der sie anstellt und sie aus dem Vermögen der Moschee, dessen Verwalter er ist, zu besolden hat. Mit unsern Geistlichen sind die Imams kaum zu vergleichen, am wenigsten mit denen der katholischen Kirche. Wie bekannt, weiß der Islam nichts von dem Begriff des Priestertums und nichts von einem besonderen geistlichen Stande. Jeder Imam, der sich als unbrauchbar erweist, kann ohne Weiteres abgesetzt werden, keiner, der sich nicht durch Gelehrsamkeit oder Frömmigkeit vor andern auszeichnet, genießt eine größere Achtung als diese andern. Dazu kommt, daß sie in Folge einer Gewaltmaßregel Mehemed Allis, mit der dieser den größten Theil des Vermögens der ägyptischen Moscheen einzog, einen sehr geringen Gehalt beziehen, der selten zehn Piaster (20 Silbergroschen) monatlich übersteigt und sie natürlich nöthigt, auf andern Wegen ihren Unterhalt zu suchen. Manche Imams sind Kaufleute, die Mehrzahl erwirbt sich ihr Brot als Schullehrer und zugleich als Koransänger bei feierlichen Ereignissen in Privathäusern, z. B. bei Geburtsfesten, Hochzeiten und Begräbnissen.

Die vornehmsten Dschamien Kairo's sind die Azher, die Tulun, die El Hafem, die Hassanin, die Sultan Hassan, die El Gori und die Sejdj Senab. Früher hatte kein Franke Zutritt, später beschränkte sich das Verbot auf die Azhermoschee, jetzt betritt man unbehindert auch diese, wenn man sich von einem Kawaffen seines Consuls begleiten läßt, ja nach einigen sehen die Thürhüter gegen ein Bastisch in der Regel selbst von dieser Begleitung ab. Wir waren mit einem preussischen Offizier und mehren Damen zunächst in der Sejdj Senab und der Sultan Hassanmoschee und später mit andern in den übrigen, ohne irgendwie behelligt zu werden. Man zieht an der Pforte die Stiefel aus und geht entweder in Strümpfen oder in Bastischuhen hinein, welche der Thürhüter gegen eine Kleinigkeit an Fremde verleiht. Die Kopfbedeckung kann man nach Belieben abnehmen oder aufbehalten.

Die Azhermoschee ist weniger durch ihre Bauart, als dadurch von Interesse,

daß sie für die erste Hochschule des Morgenlandes gilt. Von ihrem Aeußern ist wenig zu sehen, da sie auf allen Seiten von Häusern verdeckt ist. Das Innere ist ein großer viereckiger, von Säulengängen umgebener Hof. Auf der Seite nach Mekka hin ist der Säulengang breiter. Hier findet der Gottesdienst statt, während die Gänge der andern drei Seiten, in Säle abgetheilt, den Studenten als Auditorien dienen. Jeder Saal gehört einer bestimmten Landmannschaft, und jeder hat seine eigne Büchersammlung. Die Wissenschaften, die hier gelehrt werden, sind: Grammatik und Rhetorik, Verleslehre, Logik, Koranexegese, Jurisprudenz und Arithmetik. Der Unterricht ist unentgeltlich, ein Theil der Studenten bekommt sogar ein Kostgeld. Dies muß indeß sehr spärlich sein; die meisten dieser Jünger der Wissenschaft scheinen nur von Linsen und dem groben Brot zu leben, welches in Haufen vor ihren Hörsälen aufgeschichtet ist, um an der Sonne vor dem Schimmel bewahrt zu bleiben. Die Professoren beziehen keinen Gehalt, sondern ernähren sich, wenn sie ohne Vermögen sind, durch Privatunterricht oder Abschreiben von Büchern. Die Zahl der hier Studirenden soll über zwölfhundert betragen. Manche von ihnen bleiben ihr ganzes Leben hindurch hier und treten dann in die Classe der Ulema ein, welche als die höchsten Rechtskundigen angesehen werden. Gegründet wurde die Azher um das Jahr 970 n. Chr., doch ist nur ein kleiner Theil von dem damals errichteten Bau noch erhalten.

Älter und schöner ist die Tulunmoschee, die nach dem Plan der Kaabah erbaut sein soll. Jede ihrer vier Seiten ist gegen hundert Schritte lang. Die Säulengänge bestehen auf drei Seiten aus zwei, auf der vierten, wo Kanzel und Gebetsnische sind, aus fünf Reihen von Säulen, die sämtlich Spitzbogengewölbe tragen. Diese Gewölbe sind von ungemein anmuthiger Form, indem sie an der Basis der Archivolte noch ein wenig von der Hufeisengestalt haben, die in einer Wand, welche die Moschee mit der Grundmauer des einen Minarets verbindet, durch einen großen Bogen vollständig vertreten ist. Da diese Moschee nach den kufischen Inschriften auf den Wänden des Hofes im Jahre 263 der Hedschra oder 879 n. Chr. vollendet wurde, so hat man in ihren Säulengängen eines der ältesten, vielleicht das älteste Beispiel der Anwendung des Spitzbogens vor sich, und dieser Stil gehört folglich nach seinem Ursprung nicht der germanischen Kunst und überhaupt nicht dem Abendland an. In Europa läßt sich das Vorkommen des Spitzbogens nicht weiter als bis zur letzten Hälfte des elften Jahrhunderts n. Chr. zurückverfolgen, und zwar sind es sicilisch-normannische Bauten, an denen er zuerst erscheint. Erst zweihundert Jahre später wurde er häufiger angewendet und höher ausgebildet. Es ist so nach mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er eine Erfindung der Sarazenen ist, von denen er durch die Kreuzzüge, oder mindestens erst kurz vor Beginn dieser Kriegsfahrten nach dem Occident gelangte.

Dies wird um so klarer, als, wie sogleich erwähnt werden soll, auch in einer andern sehr alten Moschee Kairos Spitzbogengewölbe vorkommen. Die Kuppel über dem Wasserbecken im Centrum des Hofes so wie die Kanzel sind jüngeren Datums, aus dem Jahre der Hedschra 696.

Au das eine Minaret der Moschee knüpft sich eine hübsche Sage. Bei demselben windet sich die Treppe außen um den Thurm. Der Chalif Achmed Ibn e'Zulun war um die Zeit, in der er diese Moschee erbaute, oft sehr zerstreut und füllte dann seine Zeit stunden- und tagelang mit Nichtigkeiten aus. Eines Tages traf ihn sein Wessir, wie er sich damit beschäftigte, ein Stück Pergament zu einer schraubenförmigen Rolle zusammenzudrehen; ein dütendrehender Chalif mißfiel dem Minister und er bemerkte, ob der Beherrscher der Gläubigen nichts Klügeres zu thun wisse, als solche Kinderspiele zu treiben. „Nichts weniger als Kinderspiel,“ erwiderte der Fürst, „ich überlegte vielmehr, ob sich nicht ein Minaret von dieser Form bauen ließe. Ich könnte dann zu Pferde hinaufgehen, und ich befehle, daß das Minaret meiner neuen Moschee nach diesem System eingerichtet werde.“

Der Name des Orts, wo die Moschee steht, ist Kalat El Kebesch, die Burg des Widders. Er dürfte von der widerhornförmigen Gestalt jenes Minarets herrühren, während der Dragoman des Freundes, mit dem wir die Moschee besuchten, hier die Stätte sein ließ, wo Abraham statt seines Sohnes Isaak den ihm als Surrogat gesandten Widder schlachtete. Nach andern hat Noahs Arche nach der Flut hier zuerst den Erdboden berührt. Vielleicht deuten diese Sagen darauf, daß die Stelle, wo diese älteste Moschee Kairos steht, schon vor der Erbauung derselben eine heilige war.

Die nächst älteste der Dschamien Kairos ist die in der Nähe des Bab e'Nasr befindliche Moschee El Hakems, der im ersten Viertel des elften Jahrhunderts regierte und die Sekte der Drusen stiftete, bei denen er mehr als Mohammed, ja als eine Incarnation Gottes selbst galt. Das Gebäude wurde von den Franzosen in eine förmliche Citadelle verwandelt und ist jetzt Ruine. Auch hier begegnet man Spitzbogengewölben, und da die Moschee im Jahre 1003 vollendet wurde, der Spitzbogen aber an abendländischen Bauten erst hundert Jahre später Anwendung fand, so ist sie, wie schon erwähnt, ein zweiter Beweis, daß jene Form von den Arabern stammt.

Die schönste aller Moscheen der Chalifenstadt am Nil ist die, welche Sultan Hassans Namen führt. Sie liegt unmittelbar unter der Citadelle am Rumejliplatz, dessen Zierde sie ist. Die majestätisch hohen Wände, mit denen sie die Gassen zur Seite überragt, die flachen Nischen in diesen Wänden, welche sechs bis sieben Fenster übereinander haben, die bis zum obersten Rande reichende riesenhafte Portalnische, über der sich ein prächtiges Tropfengewölbe zusammenzieht, ihr anmuthiges Minaret verdienen die Bewunderung jedes

Freundes der Baukunst und erklären es, wenn die Sage geht, der Sultan habe dem Meister, der dieses edle Werk geschaffen, nach Vollendung des Baues die Hände abhauen lassen, damit er kein zweites ebenso schönes errichte. Weßhalb der Tyrann ihm grade die Hände nahm, bleibt freilich unerklärt, da sich ein Bau auch ohne Hände leiten läßt, indeß knüpft sich die gleiche Legende an ein schönes Minaret zu Siut in Oberägypten und an eine Moschee in Konstantinopel, und bekanntlich läßt auch die deutsche Sage berühmte Baumeister oder Bildner auf ähnliche Weise verhindert werden, sich selbst Concurrenz zu machen.

Die Dschami Sultan Hassans ist um das Jahr 1360 erbaut und zeigt im Innern einen Stil, der von dem aller ältern Moscheen wesentlich verschieden ist. Man tritt hier ebenfalls in einen vierseitigen, oben offenen Hof, in den das Minaret herabsteht. Aber es fehlen die Säulengänge. Statt deren hat jede Wand eine große tiefe Spitzbogennische, oder ein Seitenschiff, eine Form, die an die Kreuzgestalt der christlichen Kirchen erinnert. Die nach Osten zu befindliche Kolossalnische ist beträchtlich größer als die übrigen drei, sie hat eine Spannung von mehr als siebzig Fuß und enthält die Kanzel und die kleine Meffanische. An den Wänden bemerkt man einige Koransprüche, in der Mitte des offenen Hofes befindet sich unter einem sehr baufälligen Kuppeltempelchen das Bassin für die Abwaschungen, von der Wölbung der Nischen hängen zahlreiche Lampen und Laternen herab. Neben der Meffanische führen zwei Thüren nach dem Raume, wo das Grabmal des Erbauers ist. Ueber demselben wölbt sich eine mächtige, jetzt leider den Einsturz drohende Holzkuppel. Der Grabstein ist ohne alle Verzierung, durch das Gitter blickend, das ihn umgibt, gewahrt man auf ihm eine Abschrift des Korans und eine Almosenbüchse.

Die Steinblöcke, aus denen die Hassanmoschee besteht, sollen von einer Pyramide stammen, die dabei vollständig aufging. Es wäre zu wünschen, daß die Araber und Türken die Alterthümer, die sie abbrachen, überall so anmuthig verwendet hätten. In vielen Moscheen sind die Säulen sämmtlich geraubtes Gut, und zwar stehen sie ohne Rücksicht auf gleiche Art und Form, Granit und Marmor, jonischer, dorischer und korinthischer Stil durcheinander. Schlimmer aber ist, daß Hunderte der schönsten Säulen und Bildsäulen zerschlagen worden sind, um in die Kalköfen und Gruben zu wandern, wo man den Mörtel zur Erbauung von Zuckerriedereien und andern Fabriken der Weis und Paschas bereitete.

Unmittelbar über der Dschami Sultan Hassans, inmitten der Regierungspaläste und Kasernen der Citadelle erhebt sich eine Moschee, an der die Gegenwart versucht hat, zu zeigen, was sie vermag. Sie fordert gleichsam zum Vergleich mit jenem alten Bau heraus, aber wie vortheilhaft auch ihre Lage

auf der Höhe ist, wie stolz sich auch ihre mächtige Kuppel wölbt, wie kühn auch ihre vier dünnen Minarets gen Himmel streben, wie schön auch der Alabaster von Tel El Amarna und der gelbe Marmor ist, aus dem sie erbaut wurde, und wie verschwenderisch Vergoldung und bunte Glasfenster sie schmücken, der Vergleich fällt zu Gunsten ihrer alten Nebenbuhlerin in der Tiefe aus, der sie auch an Größe nachsteht. In einem Winkel der Alabastermoschee liegt unter einem hohen steinernen Monument ohne Inschrift ihr Erbauer begraben, Mehemed Ali, der Vertilger der Mameluken. Die Erinnerung an die Art, wie sie umkamen, scheint den alten Herrscher nicht über das Eingehen in das Paradies beunruhigt zu haben; er ruht genau an der Stelle, wo er diesen Adel Aegyptens am 1. März 1811 von seinen Arnauten zusammenschießen ließ. Das Volk hat ihm deshalb nicht geflucht, das Land wurde durch seinen Staatsstreich zwar nicht frei, aber groß, und für Größe haben auch die Orientalen Sinn.

Sonst bietet die Citadelle Kairos nichts von besonderem Interesse. Die Paläste der Regierung sind ausgedehnt, aber unschön. Das alte Schloß Saladins ist bis auf geringe Reste niedergedrungen, der von ihm gegrabene Brunnen, der von allen gewissenhaften Touristen und so auch von uns besucht wurde, eben ein alter tiefer Brunnen, die Aussicht auf Kairo endlich, die man von der Plattform vor der Moschee genießt, wurde bereits beschrieben.

Reitet man aus dem östlichen Thore Kairos, so ist man sofort in der Wüste. Verläßt man die Stadt durch einen der Ausgänge im Süden, so betritt der Fuß gleichfalls unmittelbar den Sand der Einöde. Dort umweht er die zerfallenden Grabmoscheen der Mamelukensultane, hier erheben sich über ihm die prächtigen Mausoleen Ibrahim Paschas, Abbas Paschas und anderer Kinder des großen Todten in der Alabastermoschee. Goldschrift ist nicht gespart, eine Fülle von Farben, Mosaik und anderm Bildwerk schmückt die Grabsteine, unter denen die Fürstensöhne, die Hände unter den Wangen, die Gesichter nach Mekka gewendet, ruhen, aber mit Recht liegen sie fern von dem Vater und unter ihm, denn keiner als Ibrahim war seines Geistes, und Ibrahim nicht seines Blutes.

Von hier aus besucht man in der Regel Alkairo, das aus den Steinen von Memphis an der Stelle erbaut wurde, wo einst in der Römerzeit das ägyptische Babylon stand. Die Stadt hat nur eine Sehenswürdigkeit, die in Ruinen liegende Moschee Amr's, das älteste Heiligthum des Islam in Aegypten. Sie wurde im Jahre 860 n. Chr. erbaut, und die Sage geht, wenn sie ganz eingestürzt sein wird, ist es auch mit der Religion Mohammeds am Ende. Hat die Sage Recht, so ist die Zeit nicht mehr fern, denn von den Mauern und Säulen stehen nur noch einige aufrecht, und schon längst wird hier kein

Gottesdienst mehr gehalten. Von den beiden Säulen am Eingange hieß es früher, kein Ungläubiger könne zwischen ihnen hindurchgehen. War damit gemeint, kein Christ oder Jude, so verstand sich das von selbst, da Christen und Juden früher überhaupt nicht in Moscheen gelassen wurden. Vielleicht aber war die Behauptung ein Pendant zu dem Worte, nach welchem kein Reicher ins Himmelreich kommt. Die Säulen stehen so dicht nebeneinander, daß nur magere Körper zwischen ihnen durchgehen können. Der Glaube fordert fleißiges Fasten, der Reichthum aber befördert die Neigung dazu nicht, wie die vielen fetten Türken in den Straßen Kairos zeigen; wir und unser Dragoman Hassan brachten unser Sterbliches ohne Schwierigkeit hindurch, Said Pascha dagegen mit seiner Leibesfülle dürfte die Probe keinesfalls bestehen.

Noch hübscher ist die Legende, welche sich an eine andere Säule der Moschee knüpft. Amr, der Feldherr des Chalifen Omar, welcher Aegypten eroberte, bat sich, als er dieses Heiligthum baute, von seinem Herrn eine Säule aus der Kaabah in Mekka aus. Der Chalif wendete sich an eine der dortigen Säulen und befahl ihr, sofort nach dem Nil auszuwandern. Die Säule rührte sich nicht. Er wiederholte seinen Befehl dringender. Sie zog es vor stehen zu bleiben. Er hieß sie zum dritten Male sich aufmachen und fügte zornig einen Schlag mit der Kurbatsche hinzu. Die eigenstünne, ungehorsame Säule blieb so eigenstünnig und ungehorsam wie alle Säulen, wenn Menschen sie gehen heißen. Da rief der Chalif: Ich gebiete dir im Namen Gottes, Säule, hebe dich weg und begib dich gen Kairo! Da ging sie, und sie steht noch jetzt, und die Spur des Peitschenhiebes ist auch noch zu sehen. Und sie wird ewig stehen bleiben, sagen die Frommen, indem sie die Bedeutung des Umsturzes der ganzen Moschee auf diese einzige Säule beschränken und so sich über den herannahenden Untergang ihrer Religion trösten.

Endlich ist hier noch eine Quelle, die ebenfalls aus Mekka kommen soll und infolge dessen ebenfalls als ein Heiligthum gilt. Wenn Dürre droht, erzählte Hassan, und der Nil nicht steigen will, so geht der Pascha mit den mohamedanischen, christlichen und jüdischen Geistlichen hierher und hält — die Türken und Araber innen, die andern außen — Umzüge um die heilige Quelle, und das Mittel hat bis jetzt immer sich bewährt. Aehnliche Gebräuche kamen bekanntlich bis in die neueste Zeit auch in katholischen Gegenden Deutschlands vor. Man unterlasse darum das Lächeln über diesen türkischen Aberglauben noch auf einige Menschenalter.

Von Altairo fährt man, wenn die Zeit ausreicht, hinüber nach der Insel Roda, um sich die dort von Ibrahim Pascha angelegten Gärten und Paläste und den alten Nilmesser anzusehen, und um den Nil zu bewundern, den der mit der Eisenbahn Bekommene hier zum ersten Male in seiner ganzen vollen

Größe und Majestät erblickt. Er ist hier nicht mehr, wie da, wo er die Bahn durchschneidet, ein bloßer Arm, nicht breiter als die Elbe bei Dresden, die Donau bei Passau, sondern es ist der Niesenstrom, von dem wir träumten, wenn wir unsern Homer oder in der Bibel von den vier Flüssen des Paradieses lasen, der Strom, der die ersten Anfänge menschlicher Cultur sah, in welchem — an dieser selben Insel, meint die Sage — die Pharaonentochter das Kind Moses fand, von welchem Jesaja weissagte, in dessen gelbe Wasser die Thränen des weinenden Jeremijah fielen, der Strom, dessen Rücken in den Tagen Ramses Meiamuns jene staunenswerthen Kolossalstatuen und Obeliken aus den Granitbrüchen Syenes nach dem hundertthorigen Theben und der Königsstadt Memphis trug, in dessen Blut sich die Prachtbarke Kleopatras spiegelte, als sie die Imperatoren Roms zu bezaubern auszog, der größte und glorreichste Strom der alten Geschichte.

Die Gärten Schubras, eine Strecke weiter flussabwärts, haben nach diesem Anblick und diesen Erinnerungen nur geringen Reiz. Ein ziemlich hübsches Schloß, halb orientalisches halb europäisches, ein prächtiger Kiosk an einem Bassin, im Rococogeschmack abgezeichnete geradlinige Wege, die durch eine subtropische Vegetation führen, einige Reliquien von Mehemed Ali sind alles was die Fahrt oder den Ritt hierher verlohnt.

Dagegen weckt ein Besuch der Stätte von Heliopolis, der von hier aus unternommen werden kann, wiederum eigne Gedanken. Die Kopten sehen in einer Sykomore, die hier in einem umzäunten Garten steht, eine Reliquie aus der heiligen Geschichte. Das Jesukind soll hier mit seinen Eltern während der Flucht nach Aegyptenland geruht, Maria aus der in der Nähe befindlichen Quelle getrunken haben, die infolge dessen Heilkräfte besitzt. Wichtig, weil gewisser, ist, daß wir hier zwischen den Schutthäufen der ruhmreichen Stadt der Sonne wandeln, die noch in Platos Zeit als eine Stadt suchenswerthen Wissens, als eine Welthochschule galt. Durch den Thorweg, zu dem der Steinblock da mit dem Namensschilde Thotmes des dritten, des Pharaos des Exodus, gehörte, mag Moses gegangen sein, als er die Freiheit seines Volkes forderte, Pythagoras, als er zu den Füßen der Priester Aegyptens saß, um Weisheit zu lernen, und der Philosoph, den Athen den göttlichen nannte. Hier hat Joseph, der Sohn Jakobs, die Träume des Pharaos gedeutet, seinen Brüdern ihr Unrecht vergeben, sich mit der Tochter des Sonnenpriesters vermählt. Hier, um den Granitobeliken, standen vor dreißig Jahrhunderten schon zahlreiche Tempel und Paläste als Zeugen hoher Bildung und Besitzung.

In der That, es war eine eigenthümliche Stimmung, die uns überfam, als wir auf einem der Schutthäufen lagerten und solche Erinnerungen an jene Tage geistigen Sonnenscheins in dem jetzt dunkeln Lande aus den Rui-

nen vor uns aufstiegen. Moses und Joseph mögen mythische Personen sein, die Priesterweisheit des alten On mag engere Grenzen gehabt haben, als Manche meinen. Der Obelisk Sefurtesens, eine Granitsäule 65 Fuß hoch, auf jeder Seite 6½ Fuß breit, aus Steinbrüchen 150 deutsche Meilen von hier herabgeschafft, ist keine Mythe, so wenig, wie die Pyramiden, die von jenseits des Flusses wie blaue Felshörner über die Palmenhaine von Gizeh nach uns herüberschauen, und schon hier werden wir inne, daß es ein großes, edles Volk gewesen ist, welches einst die Ufer des Nil bewohnte.

Wie wenig die heutigen Aegypten sich damit vergleichen lassen, zeigt unter anderem das größte Bauwerk, welches sie geschaffen haben, die eine Meile nördlich von hier, am sogenannten Kuhbauch, der Stelle, wo der Nil sich in den Rosette- und Damiettearm theilt, aufgeführte Barrage. Eine gewaltige Doppelbrücke, deren Bogen, mit Schleusenthoren zu schließen, dem Plane nach bestimmt waren, den Strom zu meistern und zu weiterer und längerer Ueberschwemmung zu zwingen, überspannt beide Flußarme. Dreißig Millionen Plaster wurden darauf verwendet. Tausende und Tausende von Fellahs mauerten fast ein Menschenalter daran. Aber der Plan des Franzosen, der die Arbeiten leitete, war eine Thorheit, wie alle Pläne, die von Franzosen in Aegypten angegeben und ausgeführt wurden. Der Strom ließ sich nicht zwingen, außerdem litt die Schiffahrt. So läßt man das Werk verfallen, wie man vermuthlich den Suezkanal des Herrn v. Lesseps verfallen lassen würde, wenn er zu Stande käme, und in wenigen Jahrzehnten wird an der mächtigen Brücke kein Stein mehr auf dem andern sein, während der Obelisk des alten Mizrajim noch Jahrtausende das Gedächtniß seines Erbauers erhalten wird.

## Die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts.

Les philosophes français du 19. siècle. Par H. Taine. Paris, Hachette & Comp.

4.

Souffroy.

Während Cousin die Speculation immer mehr in die Breite ausdehnte, wurde die streng wissenschaftliche Richtung von einem ernstern Prüfer wieder ausgenommen. Souffroy, 1796 in einem Dorf des Jura geboren, widmete sich seit 1814 auf der Normalschule unter Cousins Leitung der Philosophie und erhielt schon 1817 durch Royer-Collards Vermittlung eine Lehrerstelle an dieser Anstalt. Der neue Professor bildete einen bemerkenswerthen Gegensatz gegen seinen geistvollen Lehrer. In Cousins Vortrag war alles dramatische